

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 5

Artikel: Die Liegenschaft
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE LIEGENSCHAFT

Erzählung

von Ruth Waldstetter

Wenn Nüchterdingen auch nur eine kleine Stadt ist, so hat sie doch Teil an den wechselnden Geschicken ihres Landes und Europas. Der Goldstrom der guten Jahre fand den Weg zu ihr, und die Krachs, die in den folgenden schlechten die Banken und Börsen der Hauptstätte erschütterten, brachten auch ihre Finanzen aus dem Gleichgewicht. Nur geht es in kleinen Städten nicht so leicht wie in den grossen, Gewinn und Verlust vor seinem Nächsten zu verbergen. Und das ist den Nüchterdingern immer wichtig gewesen. Ihre Verluste geben sie allenfalls noch zu. Wenn sie auch eine Vermögensverminderung für eine Schande halten, so verschafft ihnen doch das Klagen über die schlechten Zeiten eine gewisse Genugtuung, denn sie betrachten es als Tugend eines ehrlichen Mannes, mit gefalteter Stirn herumzugehen und Sorgen zu haben. Es wird das überdies als ein Schutz gegen Neid, Hilfebegehren und allerlei aus zugegebenem Wohlstand hervorgehende Verpflichtungen angesehen. Aber wie ihre Gewinne geheimzuhalten und günstig wieder anzulegen wären und wie sich eine Daseinserleichterung ohne Aufhebens geniessen liesse, das schaffte ihnen in den guten Jahren viel Kopfzerbrechen. Sie zeigten nicht üblen Erfindungsgeist, um ihren Vermögenszuwachs zu kanalisieren, ihre Goldbächlein unterirdisch von Nüchterdingen

fortzuleiten und an einem andern Ort zutage treten und neue Zuflüsse aufnehmen zu lassen. Wer sich in jenen Jahren einen grössern Wagen anschaffte, besass ihn nach acht Tagen schon « seit langem », oder hatte ihn als Gelegenheit gekauft. Und die Häuser, die damals gebaut wurden, bargen zwar im Innern jede wünschbare Behaglichkeit, aber in ihrer äussern Gestalt war alles vermieden, was auf einen mehr als bescheidenen Wohlstand hätte schliessen lassen. Die Nüchterdinger wussten sich übrigens mit der grossen Menge ihrer Zeitgenossen einig, wenn sie einen unerwarteten Gewinn mit gleichmütiger Selbstverständlichkeit hinnahmen, aber eine Schrumpfung ihres angewachsenen Vermögens als Unbill des Schicksals hervorhoben.

Frau Bertha Bürzeler, die Gattin des Spitalpfarrers Rudolf Bürzeler, eine wohlhabende Fabrikantentochter aus der frühern Dorfpfarrei ihres Mannes, bewältigte die geschäftlichen Anforderungen der guten Konjunktur mit angeborener Leichtigkeit. Sie stand damals in den fünfziger Jahren, und ihr guter Geist gab ihr ein, dass es die sicherste, zweckmässigste und für einen bald pensionsberechtigten Geistlichen anständigste Anlage sei, aus dem sich häufenden Kapitalzuwachs ein Grundstück in zukunftsreicher Gegend zu erwerben und sich darauf ein Heim für die alten Tage zu erbauen.

Rudolf Bürzeler war einverstanden, ja er fühlte sich erleichtert, dass diese ehrliche und, wie er sich die Sache dachte, von jeder Spekulation freie Anlage für den wachsenden Vermögensüberschuss gefunden war. Erst bei der Ausarbeitung der Pläne ergaben sich Meinungsverschiedenheiten, die zwar im Tone freundlicher Vorschläge und ebenso freundlich geäusselter Bedenken vorgebracht wurden, wie es einem Pfarrersehepaar ansteht; aber Frau Bertha wunderte sich doch über die ungewohnte Zähigkeit in der sanftmütigen Abwehr ihres Gatten, und Rudolf Bürzeler hatte Mühe, bei diesen Verhandlungen eine sich steigernde Erregbarkeit zu unterdrücken. Und das kam daher, dass beide eine Nebenabsicht hatten, die eigentlich ihr Hauptzweck war, und über diese gingen die Meinungen auseinander. Frau Bertha dachte bei sich, dass man aus dem Anwesen durch Vermietung ein hübsches Stück Geld ziehen könnte, solange es noch nicht dem eigenen Gebrauch diene, und für den künftigen solventen Mieter richtete sie es in ihren Gedanken ein. Der Pfarrer aber, der Pfarrer hegte einen Plan, dem er besondere Bedeutung beimass, wenn er ihn auch vorerst nur als eine Möglichkeit unter vielen äusserte, um Berthas Widerstand nicht zu reizen. Für Rudolf Bürzeler hing von der Ausführung dieses Planes die Ruhe seiner aufgerührten Seele ab, ja, es ging um einen Lebensentscheid: ob er in seinem unklaren Nüchterdinger Fahrwasser weitertreiben und bis zuletzt auf der Linie des schwächsten Widerstandes bleiben würde, oder ob es noch möglich war, sein Leben zu einem Ganzen zusammenzuschliessen und unter ein inneres Gebot zu stellen.

Pfarrer Bürzeler war eine sanfte, eine nachgiebige und keine energische Natur. Und noch reifte sein innerer Zwiespalt erst der Krise zu, als Berthas Vorhaben Wirklichkeit wurde und er sich einsetzen musste für seine Idee, Haus Friedheim vorerst als Erholungsstätte für unbemittelte Spitalentlassene

zu verwenden. Bürzeler hatte nur gelegentlich im Gespräch hingeworfen, dass man das Anwesen auf diese Weise nutzbar machen könnte, und Bertha hatte ebenso beiläufig gesagt: « Auch das. » Aber vor der Frage der Inneneinrichtung kam es immer mehr auf einen eigentlichen Kampf an, wer seinen Plan durchsetzte. Die ausweichenden: « Wenn du meinst » und « möglicherweise » erschöpften sich, und Rudolf Bürzeler fand sich vor einer entschlossenen, energischen und in praktischen Fragen ihm weit überlegenen Bertha, deren Willenskraft, wenn Geldprobleme in Frage standen, ihrem Gatten wie eine unbezwingliche Panzerwand erschien. Selbstverständlich war ihr Plan der einfachere, der gegebene, der einträgliche, selbstverständlich liess sich von der Seite des praktischen Verstandes nichts gegen ihn einwenden. Und so musste der Pfarrer denn versuchen, ihn von einem andern Standpunkt aus in Frage zu ziehen. Aber da sah ihn Bertha an mit einem Blick, als schämte sie sich, dass ihr Mann Sonntag mit Werktag und die Kanzel mit dem Geschäftspult verwechsle. Und vor diesem Blicke zog er sich zurück. Er gab nach; die Sache wurde ihm scheinbar gleichgültig; er liess seine Frau allein mit dem Architekten fertig werden. Aber nun wandte sich seine Schwäche gegen ihn selber. Sie wurde jetzt zum Gärstoff in ihm, der seine stille Natur zum Aufbruch zwang.

Rudolf Bürzeler, der als stattliche Priestergestalt am Sonntagmorgen auf der Kanzel der Spitalkapelle und am Abend vor der Gemeinde der Stadtkirche stand, hätte in jener Zeit lieber Schwerarbeit beim kleinsten Dorfbauern getan, als mit pfarrherrlichem Ansehen das heilige Wort verkündet. Er war von einer grossen Unlust erfüllt. Es hatte ein innerlicher Abbau in ihm stattgefunden, und noch immer war es ihm, er müsse verdorbene Hüllen von sich abwerfen, eine um die andere, bis er eine arme, nackte, unverdorbene Seele in sich be-

freit hätte in aller Stille, damit sie ein unscheinbares, anspruchsloses, aber doch ehrliches Leben beginnen könnte. Vor Jahren hatte dieser Umbruch begonnen, und es dauerte lang, bis es dem Pfarrer recht bewusst wurde, dass es sich dabei nicht um einen Denkprozess und um theoretische geistliche Fragen, sondern um den Lebenskampf seines eigenen Ich handelte. In ihm wollte etwas aufwachen, und als er diesem Aufwachen nicht wehrte — er hatte keine Wahl — da trat immer mehr und mehr alles um ihn her in Beziehung zu diesem einen, zu diesem Funken, der in ihm glomm. Am Bette seiner Pfarrkinder im Krankenhaus fing es an. Er wunderte sich über manches armen Menschen Geduld und Tapferkeit; er versuchte, sie zu ergründen; er hörte Worte, die er bei sich behielt, wie eine Predigt. Er fühlte aber, dass diese selben Menschen viel von ihm erwarteten, der hier als Seelenhirte und als ein Tröster mit göttlichem Auftrag erschien. Er wäre geneigt gewesen, sich vor den Kranken und Armen seiner Gesundheit, seiner Gepflegtheit und Stattlichkeit zu schämen. Doch er merkte, das alles hatte keine Wichtigkeit und wurde seinem Ansehen zugebilligt. Aber es war die unausgesprochene Forderung an ihn gestellt, diese Leidensräume und am meisten die menschenreichen Drittklaßsäle als ein Erleuchteter mit priesterlicher Gegenwart zu erfüllen.

Aus dieser Forderung wuchs eine grosse Traurigkeit in Rudolf Bürzeler auf. Der Einsicht in ein Ungenügen, das seine Anvertrauten ihm nur um seiner ehrlichen Bemühung und seines brüderlichen Verstehens willen verziehen haben mochten, entsprangen neue Fragen und Zweifel. Er fühlte sich zerrissen innerlich und unlauter im Wirken nach aussen. Denn während aus seinem Suchen und liebenden Bestreben das zarte, junge Leben einer Erkenntnis in ihm keimte, das er noch schwach und angefochten fühlte, tausendmal verleugnete und vor der Macht der Umwelt missachtete, war ihm auferlegt zu reden, zu taufen, zu

segnen und das Heilige darzureichen, ihm, dem schwächsten und letzten der Knechte, kraft eines Amtes, das einst der Jüngling ehrlich, doch unerweckt, empfangen hatte. Was er nur tat als Werkzeug, während seine Lippen vorgeschriebene, ehrwürdige Texte sprachen, das konnte er im Gefühl eines unverdienten Mittlertums wohl verrichten. Aber wenn ihm selber das Wort verliehen war, stand er stumm und leer vor seiner Aufgabe. Er hätte mit tiefem Schweigen sein eigenes Ringen bedecken, er hätte in die Stille fernster Einsamkeit fliehen mögen; aber die Kanzel wartete auf ihn, die Gemeinde blickte empor zu ihm.

Dem Pfarrer war es jedoch priesterliches Gebot, dass von dem Diener des Herrn kein Zeichen der Schwäche ausgehen dürfe. Und wenn in dem Betragen des mildfreundlichen, zugänglichen Herrn je etwas Heldenhaftes lag, so war es die lückenlose Stetigkeit, mit der er seine Maske trug und vor den Menschen dem Gelöbnis seines Hirtentums nichts schuldig blieb. Aber ihm selber wurde durch dieses Doppelsein keine Sünde und kein Vorwurf erspart. Wenn er vor seinen Zuhörern in der Qual der inneren Dürre von einem Bibelwort zum andern seinen Gedankenfaden spann — ja, oft war es mehr ein Verknüpfen von Wendungen und von Lauten als von Gedanken — so verwünschte er seine Kenntnis der Texte, die ihm diese Technik erlaubte. Und doch war sie, solange er in der Öde irrte, das Mittel, um die Würde seines Hirtenstandes zu wahren.

Die Wüste, in der Rudolf Bürzeler sich verloren fühlte, war das Reich seiner Zugeständnisse an die Umwelt. Und je sicherer er jener Forderung an sein lauterer Priestertum wurde, die er in den Augen der Kranken und Armen las, je mehr sie ihm aus dem heiligen Worte selber entgegenbrannte, dessen Verkündiger er sein sollte, desto qualvoller ward sein Leben in der Aussenwelt, der nichts anderes vorzuwerfen war, als dass sie sich gleich blieb, während Rudolf Bürzeler

nach und nach ein neues Auge und eine neue Seele eintauschte.

Wenn er jetzt in seiner Amtsstube sass und mild und teilnehmend jenen Mechanismus der Fürsorge in Bewegung setzte, der dem Operierten ein billiges Genesungsheim, der kranken Familienmutter einen Platz zu halber Taxe im Erholungshaus und dem unterernährten Kind einen Bergaufenthalt zu kleinem Preise verschaffte, nachdem der Bittsteller seinen schmalen Kostenbeitrag sorgenvoll gewährleistet hatte, so kam er sich vor wie ein Heuchler und ein Schuldner. « Verleugner deines Herrn! » sagte er zu sich und wusste doch nicht, wie der Verstrickung enttrinnen. Was waren die kleinen Gaben und Hilfeleistungen, die er in der Stille seinen Armen spendete, im Vergleich zu jenen wohlangelegten Werten, die sich « Berthas Mitgift, Berthas Erbschaft, Berthas Interessen in den väterlichen Fabriken » nannten und deren geheimnisvolles Wirken seinen eigenen kleinen Besitz vervielfältigt hatte? Im nächtlichen Alpdruck glaubte er einen Klotz Gold auf der Brust zu haben, der ihm den Atem nahm und das lebendige Wort erstickte, das er zu seiner harrenden Gemeinde sprechen sollte. Diese Gemeinde, diese Nüchterdinger Umwelt sah Rudolf Bürzeler mit andern Augen an, seit er sich selber der Lüge und des Verrats an seinem Herrn bezichtigte. Überall gewährte er um sich diese selbe Lüge und diesen selben Verrat. Die Gedanken, die grossen und die kleinen Sorgen, Lust und Unlust seiner Pfarrkinder fand er ganz auf das eine gerichtet: auf das irdische Gut. Aber diese ehrenwerten Nüchterdinger Kirchgänger hatten gleichwohl nicht im Sinn, für ihren Schatz auf Erden den Schatz im Himmel zu opfern, den sie ebenfalls für nützlich erachteten jetzt oder in Zukunft. Deshalb war ihnen von Väterszeiten her ein ganzes Gebäude errichtet von Satzungen, von Beweggründen, von häuslichen Tugenden und von Moral, in dessen Schutz es möglich wurde, zweien Herren zu dienen. Elternliebe und Gattenpflicht war in Anspruch

genommen, das Eigentum heiliggesprochen, um im Namen unantastbarer Güter den HERRN zu verleugnen. Die in Christus Getauften, die Pfarrer Bürzeler um sich sah, verwalteten nicht das ihnen Zugefallene als Statthalter ihres Herrn, sondern sie besaßen es, und diesem Besitz gehörte ihr Herz.

Rudolf Bürzeler wusste wohl, dass er die Abgefallenen erst wieder würde lieben können, wenn er sich selber gereinigt und von der Gemeinschaft mit ihrer Lüge befreit hätte. Aber die guten Jahre mit ihrem Goldstrom kamen, und Bertha Bürzeler verwertete ihre angeborenen und ererbten praktischen Gaben, um aus dem neuen Segen vermehrte Nutzung zu ziehen. Für sie schien es das vornehmste Gebot zu sein, das sie über Gottes- und Menschenliebe achtete, der einzigen Tochter, die zwar mit einem reichen Handels Herrn auswärts versorgt war, das elterliche Vermögen unangetastet und nach Kräften gemehrt zu hinterlassen.

Der Kampf im eigenen Haus und gegen die Geschäfte, die Bertha im Bewusstsein einer ernsten Pflicht mit Treue und Eifer tätigte, brachte dem Pfarrherrn nur eine Niederlage. Er musste inne werden, dass er und seine Frau nicht mehr die gleiche Sprache redeten. Die Sorgliche und Besorgte fühlte sich in der dienstvollen Erfüllung einer Lebensaufgabe angegriffen. Der pfarrhäusliche Friede war gestört. Rudolf Bürzeler glaubte zu erkennen, dass er, der so lang in der Lüge gelebt hatte, nicht fähig war, gegen sie zu kämpfen im engsten Kreise, wo nicht die Würde des Amtes, sondern die Würde des Menschen, des Gottberührten, entschied. Er, der in der Niederung einer tiefen Betrübnis angelangt war und seine eigene Verstrickung als die sündhafteste empfand, hatte von dieser Berührung erst die brennende Wunde empfangen und noch nicht die Kraft des Geheilten erlangt. So war denn seine Stellung in der Frage des neuen Hauses und seiner Verwendung von vornherein eine verlorene.

Bertha erklärte sein Missbehagen als

ein Zeichen der Überarbeitung. Es kam auch in den Monaten nach seiner häuslichen Niederlage mit Pfarrer Bürzeler so weit, dass seine Hemmungen der Gemeinde bemerkbar wurden. Er schien während der Predigt mit Beklemmungen zu ringen, und der geistige Gehalt seiner Rede war durch seinen Leidenszustand offensichtlich beeinträchtigt.

Eben in dieser Zeit nahte des Spitalpfarrers fündundzwanzigjähriges Jubiläum der Amtseinsetzung, zu dem eine Feier geplant war. Bürzeler lebte diesem Tag in einem Zustand innerlicher Erniedrigung entgegen, in dem ihm als einzige Richtschnur eine Verpflichtung demütigen Harrens und Ausharrens blieb. Dass er keine Kraft und Weisheit empfangen durfte für einen Kampf, der doch im Namen seines Herrn zu führen war, dass sich ihm keine Hand entgegenstreckte und keine Stimme kundgab, während nur das Feuer einer reinigenden Erkenntnis und brennenden Menschenliebe stärker in ihm glühte, musste er hinnehmen als rätselhafte Sühne für die lange Trägheit eines Herzens, das des innigen Umgangs mit der innerlich geoffenbarten göttlichen Weisheit entwöhnt war.

Und doch reiften die Ereignisse um ihn her und in ihm selber die Bereitschaft für sie. Er vergass in seinem spätern Leben nie den Tag, als seine Frau, die den Fernsprecher bedient hatte, in das Studierzimmer gelaufen kam und rief: « Das Haus brennt! Unser Friedheim brennt! » Er war kaum überrascht; er hörte aus dieser Nachricht nur eine Antwort, eine Bestätigung. Er bemühte sich, Bertha zu beruhigen und seine eigene Empfindung zu verbergen, die sie gekränkt hätte. Von ihm war eine Last abgefallen: sein schwächliches Zugeständnis war nichtig gemacht. Pfarrer Bürzeler atmete auf. Der Bundesgenosse, den er in seinem Ringen eines elenden Menschen erharnte, hatte sich angezeigt. Kaum konnte er Interesse beweisen für das emsige Forschen nach der Ursache des Unglücks, das sogleich anhub und die Gedanken seiner Frau erfüllte. Doch

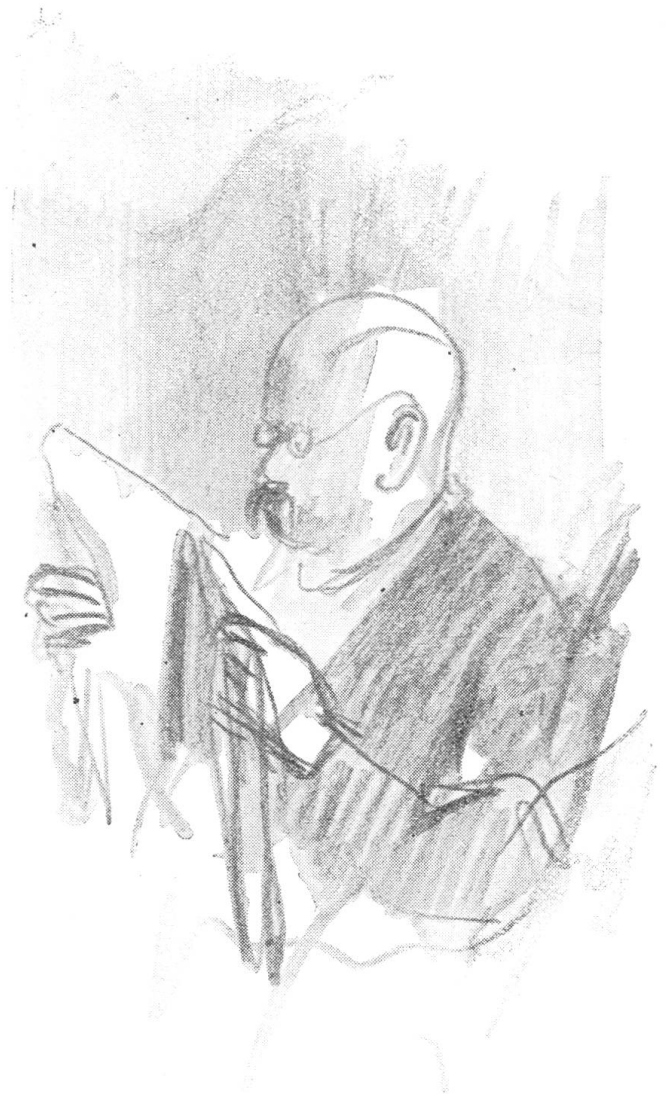
dann verlangte Bertha seine Unterschrift für die Verhandlungen mit der Brandversicherungsgesellschaft, und damit war Pfarrer Bürzellers Tun wieder in den Dienst des irdischen Geschäfts gestellt, dem er durch das heilsame Unglück entronnen zu sein glaubte. Ein neuer goldener Segen wollte sich über ihn ergiesen; die verführerische Macht blieb ihm treu. Und allerdings war ihr der Pfarrer noch durch ein letztes Bangen verbunden, ein Bangen ob seiner neuen Erkenntnis, dass Freiheit erst jenseits allen Schutzes besteht, den der Mensch von der Zauberkraft des Goldes entlehnt hat zur Sicherung seines angstvollen Daseins im Stoffe.

Bertha fing bald an von Plänen für den Wiederaufbau des Hauses zu sprechen, der noch praktischer sein sollte als die einstige Erstellung. Rudolf Bürzeler redete ihr nicht darein. Er lebte jetzt in einer stillen innern Zucht, einer Härtung des Willens, die alle seine Seelenkraft beanspruchte. Denn für ihn, der sich schwer entschloss und der den Zusammenstoss mit seiner Umgebung mehr als alles scheute, war mit dem seiner zögernden Natur endlich abgerungenen Entscheid ein Weg eingeschlagen, von dem es kein Abirren mehr gab.

So nahte der Jubiläumstag des Spitalpfarrers heran. Bertha liess sich ein schwarzseidenes Kleid anfertigen und bestellte einen neuen Gehrock für ihren Mann. Ein Programm der Feierlichkeiten, die mit einem geistlichen Abendständchen der Knabenmusik eingeleitet werden sollten, wurde dem Jubilar vorgelegt. Er nahm alles ohne Anzeichen des Widerstandes hin zur grossen Beruhigung seiner Frau, die von der Bescheidenheit ihres Gatten allerlei Einwände gefürchtet hatte. Seine Gelassenheit verliess ihn auch nicht während des Festtages, und die Gemeinde war gerührt über die Schlichtheit, mit der ihr Pfarrer seine Ehrung in Empfang nahm. Er schien beinah ein Zuschauer des Festes zu sein, während Frau Bertha schon be-

merkbarer sich im Mittelpunkt der Feierlichkeiten bewegte.

Als er beim Mahle sich zum Reden erhob, hatte es einen Augenblick den Anschein, als würde ihn wieder die Beklemmung befallen, die seine Sonntagszuhörer an ihm kannten. Aber er wurde ihrer mächtig. « Euer Dank », sagte er mit fester Stimme, « an den letzten und geringsten Diener am Worte zeigt mir nur, wie stark der Strahl der göttlichen Wahrheit und Weisheit ist, dass er auch noch durch den getrübtsten Spiegel ein wenig von dem Lichte zu verbreiten vermag, das aus der Seele des Dieners in lauterer Reinheit widerstrahlen sollte. » Pfarrer Bürzeler sprach nur kurz und verstand es nicht, seiner Rede jene Mischung von Ernst und Humor zu geben, die bei festlich-feierlichen Anlässen die Stimmung in der angenehmen Schweben zwischen Würde und Vertraulichkeit hält. Seine wenigen Worte drangen unmittelbar vom Herzen an die Herzen. « Es ist aber mein eigener Dank », fuhr er fort, « der heute seine Ausdruck finden soll, mein Dank an diejenigen, die mich in den Räumen meiner Tätigkeit von ihrem Schmerzenslager aus gelehrt haben, was klagloses Sichfügen und demütige Ergebung, was Tapferkeit und reine, unverbitterte Kindschaft ist. Ich möchte Ihnen diesen Dank mit einer kleinen Gabe bezeugen, und zwar mit dem Fonds einer Bertha Bürzeler-Stiftung für erholungsbedürftige Spitalentlassene. » Der Redner legte ein versiegeltes Kuvert vor sich auf den Tisch. Er nannte keine Summe; aber wie die Mitfeiernden in lauten Beifall ausbrachen, winkte er ab mit der Hand und fuhr fort: « Wir, meine Frau und ich, gedachten in unserm menschlichen Ratschluss uns ein Haus für unsere alten Tage zu erbauen auf dem Lande, in der freien und heilenden Natur. „Friedheim“, das kaum fertiggestellte und eingerichtete Haus ist abgebrannt. Ein Sinnbild wurde uns gegeben von der Eitelkeit des Sorgens um das eigene irdische Glück, um die eigene irdische Ruhe. Unser Haus war versichert. Sichern soll die Summe,



Walter Sautter

Bleistiftzeichnung

die uns zurückkommt, die Wiederkehr ins Leben und die Erholung unserer lieben Kranken! » Als der Pfarrer geendet hatte, streckten sich ihm und seiner Frau die Hände der Freunde und Tischgenossen entgegen. Er hatte nur noch Zeit, leise zu fragen: « Ist es dir recht, Bertha? Ich nehm's aus dem meinen », ohne eine Antwort abzuwarten. Die Pfarrerin sah rot und erhitzt aus, als ihr Gatte geendet hatte; aber wie sie bemerkte, was für Beifall und Bewunderung seine Worte erregten, war die Lage für sie entschieden, und sie sagte mit gefälliger Bescheidenheit zu jedem, der es hören wollte: « Es war die Idee meines Mannes, ganz allein seine Idee. » Als sie mit ihrer Tochter, die zum Feste hergekom-

men war, auf das Wohl des Jubilars anstieß, raunte sie: «Ich kann gewiss nichts dafür. Ich sage ja schon lang: der liebe Vater ist nicht mehr der gleiche!»

Es gab zu Hause keine peinliche Auseinandersetzung für den Pfarrer, wie er gefürchtet hatte. Bertha ermahnte ihn nur bestimmt und mütterlich, sie künftig nicht in Unwissenheit seiner Pläne zu lassen. Und sie erinnerte beiläufig daran, dass man eine Tochter und Enkel habe und Pflichten gegen sie.

Die Jahre des goldenen Segens waren allerdings bereits im Entschwinden, als Pfarrer Bürzeler sein Gewissen loskaufte zugunsten der Nüchterdinger Spitalinsassen. Im Ausland begannen die ersten grössern Konzerne ins Wanken zu geraten. Man munkelte von der schlechten Lage einiger inländischer Banken. Bertha Bürzeler hatte seit Wochen eifriger die Kurszettel studiert und von Transaktionen gesprochen; aber der Pfarrer hörte über diese Worte hinweg, die ihm nur als ein Erinnern an seine Verstrickung in das goldene Netz des Besitzes galten.

Jedoch, als er an einem Morgen nicht lange nach dem Fest ins Esszimmer trat, fand er Bertha Bürzeler über die Zeitung gebückt, den Blick verstört und Tränen in den Augen. «Hast du gelesen? Der neueste Krach? Die Industriebank! Rudolf, wir sind arme Leute!» Sie schluchzte laut auf: «Und du hast unser Letztes weggegeben, das einzig Sichere! Was wird Tilda sagen! — Myn Gott, myn Gott!»

Rudolf Bürzeler legte eine feste, schwere Hand auf Berthas Schulter und sagte: «Nicht dein Gott, Bertha, nur dein Geld!»

Sie schüttelte ebenso kräftig seine Hand ab. «Spotte noch! Wer nie einen Finger gerührt hat —» Ihre Worte erstarrten hinter ihm, während er ins Studierzimmer schritt. Dort setzte er sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hände. Endlich redete das Schicksal mit ihm, endlich fühlte er eine Hand, die

sich ihm entgegenstreckte auf seiner Wanderung durch die Öde der Gottferne. Die Fesseln, die er sich aus dem Fleische gerissen hatte, zerbarsten. Noch vor wenigen Tagen durfte er die Gabe hängen, die sein Gewissen befreite. Heute wäre es ihm nicht mehr erlaubt gewesen. Alles schien ihm von oben geordnet. Eine Ruhe überkam ihn, wie er sie seit Jahren vergeblich erfleht hatte.

Aber es trieb ihn zurück zu Bertha. Als er sie sah, wurde ein dunkles Gefühl in ihm lebendig, als wäre vielleicht erst der leichtere Teil seines Weges zurückgelegt.

«Mama Bertha», sagte er sanft, «du sollst nichts entbehren, ich verspreche es dir! Wir haben noch immer meine Besoldung, die freie Wohnung, deine Interessen im väterlichen Geschäft...»

«Das schöne kleine Vermögen!» jammerte Bertha. «Wenn das mein Vater gewusst hätte! Sein ganzes Leben lang hat er gearbeitet! Im Kleinen kommt es zusammen, hat er gesagt, mit Sorgen und Raffan Tag und Nacht! Und wie habe ich mich selber gekümmert, dass nichts verloren gehe, dass Tilda einmal erben könne, wie ich habe erben dürfen! Und dann wirft man es leichtsinnig weg! Es ist nicht genug, dass man Unglück hat, nein, man wirft den Rest auch noch weg!»

Rudolf Bürzeler war zu eng verbunden mit seiner Frau, um nicht zu sehen, dass vor ihren Augen und in ihrem Herzen leibhaftig wie ein lebendes Wesen, das Vermögen stand, das sie mit ihrem Sorgen und Denken gehegt und betreut hatte und für das sie gern manchen Tropfen ihres eigenen Blutes gegeben hätte. Er begriff, dass er noch keine Macht besass, zwischen Bertha und dieses dritte Wesen zu treten, und dass er sie von ihrem irdischen Schatze nicht anders würde lösen können als durch die Gabe eines andern, höhern Kleinods. Sein Mitleid und seine unverlorene Liebe liessen ihm Trost und Einrede fernhalten. Er umsorgte Bertha von dieser Zeit

an mit neuer Güte und Geduld. Er vermochte es jetzt aus seiner innern Befreiung heraus. Und Bertha musste betreut sein; denn der erste Verlust war nur der Anfang des Unglücks gewesen, das sie wie die andern Nüchterdinger und die Menschen im ganzen Lande traf. Der Pfarrerin «schlug es auf die Leber», wie ihre Freunde sagten. Sie wurde leidend und grämlich. Sie wusste nicht mehr wohin mit ihrem Sorgen und Wollen. Sie sah sich einer allgemeinen wirtschaftlichen Lage gegenüber, die ihre Berechnungen und Schlüsse hinfällig machte. Überall in Nüchterdingen begegnete sie einem schweren Missmut gleich ihrem eigenen — und unheimlich sah sie in der Gemeinde das Heer der Grollenden, der Verbitterten und wahrhaft Darbenden anschwellen.

Von der Welle des Kleinmuts weit herum schien einzig Pfarrer Bürzeler, der sanfte, nachgiebige Mann nicht berührt. Es war, als hätte die Not der Zeit in ihm erst die eigene Kraft erweckt. Aus seiner Predigt, die er jetzt ohne Hemmung hielt, gingen die Menschen gestärkt hinweg, und in seiner Studierstube wich etwas von dem Sorgendunst von ihnen, der zwischen den Nötlichen und dem Himmel lagerte. Die Verwöhnten spürten ihre Last zu einer erträglichen Bürde gemindert, eh sie noch ausgeredet hatten; vor einem wahren Kreuz aber beugte der Pfarrer den eigenen Rücken, um es mittragen zu helfen. Nicht selten kehrten Jammerer selber überrascht als Helfer aus seiner Sprechstunde heim und Verbitterte als besänftigte Empfangende. Zwar erwachsen Pfarrer Bürzeler allerlei Feinde und Neider, seit die Zeiten schlecht waren. Denn wenn er auch ein Vermögen verloren hatte, so drohte ihm doch keine Arbeitslosigkeit und kein Bankrott. Aber das war es, was er selber nicht vergass, wenn er mit seinen Pfarrkindern sprach, und was ihn demütig machte vor denen, die kämpfend um ihr Dasein rangen. Jetzt, da er innerlich frei war, konnte er jene wieder lieben, die noch die Fessel der goldenen Macht ver-

spürten. Da, wo er sich früher in eigener Mitschuld qualvoll aufgelehnt hatte, kämpfte er nun mit reinen Waffen für die Gebundenen. Es konnte auf die Dauer den Gemeindegossen nicht entgehen, dass Pfarrer Bürzeler immer mehr in strengster Einfachheit lebte, und dass sich sein Hausstand nach und nach in zwei Haushalte schied, den alten, bequemen der Frau Pfarrerin und den neuen, kargen des Herrn Pfarrer. Diese Wunde verblieb dem Leben des Pfarrherrn, dass er vor den Bedürftigen immer noch als ein Günstling des Goldes dastehen musste um seiner leidenden und enttäuschten Frau willen, und aus dieser Wunde quoll ihm die Kraft seiner Demut.

Als in Nüchterdingen der erste Stadtpfarrer in den Ruhestand trat, wählte der Kirchenrat Rudolf Bürzeler an seine Stelle. Noch zwei Jahre versah der neue Stadtpfarrer das Amt in schweren Zeiten. Er tat es mit einem Eifer, der über seine Kräfte ging. Er durfte eines Tages unerwartet und ohne Krankheit dahinscheiden auf dem Heimweg vom Sonntagsgottesdienst.

Nach dem Tod ihres Gatten ging mit Frau Bertha eine Wandlung vor. Sie, die Grämliche und Enttäuschte, die Rudolf Bürzelers Betreuung wie eine Sühne für seine Eigenbrötelei hingenommen hatte, redete jetzt nur noch das Lob des Verstorbenen: Sein Andenken war das Einzige, was ihrem verarmten Leben als Besitz verblieb. Sie mehrte den Schatz mit den Zutaten ihres weiblichen Herzens und Ehrgeizes. Sie pries jetzt in gerührtem Gedenken, was sie einst erschrocken abgewehrt oder überlegen abgelehnt hatte. Das dankbare Erinnern, das Pfarrkinder aller Stände ihrem Seligen bewahrten, strömte auf sie zurück als eine Lebenskraft. Sie war mit ihrer bescheidenen Witwenpension und unter den Tränen ihres Totengedächtnisses eine glückliche Frau. Und Pfarrer Bürzeler errang übers Grab hinaus einen Sieg, den er sich niemals zugetraut hätte.